Segundo Agurto bewirtschaftet eine Fläche von sieben Fußballfeldern mit der sensiblen Frucht.

Fotos: Fairtrade/Guillermo Granja; Michael Ortner

Knochenjob für eine

Prekäre Arbeitsbedingungen, niedrige Löhne und giftige Pestizide:

Von Michael Ortner

El Guabo. Segundo Agurto zu folgen, ist nicht einfach. Als blauer Farbtupfer huscht er durch den grün-braunen Dschungel seiner Bananen-Plantage. Nasse, abgestorbene Bananenblätter liegen am Feld, eine glitschige Angelegenheit. Über dem Besucher ragen bis zu drei Meter hohe Bananenpflanzen. Als natürliches Dach schützen sie vor dem tropischen Regen, der an diesem Septembermontag in El Guabo, im Südwesten Ecuadors, niedergeht. „Eigentlich ist es derzeit zu kalt", klagt Agurto, ein kleiner, drahtiger Mann, 44 Jahre alt, wettergegerbtes Gesicht und wacher Blick. Das ist Ansichtssache. Denn die Regenjacke klebt angesichts der schwül-heißen Temperaturen auf der Haut. „Von Dezember bis Februar ist es heißer, die Bananen wachsen schneller. Sie sind in nur neun Wochen reif", sagt Agurto, Farmbesitzer und ein echter „Bananero", wie die Arbeiter auf Ecuadors Bananenplantagen genannt werden.

Als Kleinbauer bewirtschaftet er nur eine Fläche, so groß wie sieben Fußballfelder, mit der krummen Frucht. Doch Bananeros wie er stützen die Wirtschaft des südamerikanischen Landes. 300.000 Menschen in ganz Ecuador arbeiten im Bananensektor. Laut der ecuadorianischen Handelsbehörde sind zweieinhalb Millionen Menschen vom Geschäft mit der Frucht abhängig – 15 Prozent der Bevölkerung. Ecuador ist Bananen-Exportweltmeister. Jede dritte Banane, die das Land verlässt, landet in europäischen Supermärkten. Und dort verlangt der Konsument ein perfektes Produkt. Die Plantagenarbeiter in Ecuador zahlen dafür allerdings einen hohen Preis: Die Löhne sind gering, die Arbeit schwer, Gewerkschaften selten und die Belastung durch Pestizideinsatz enorm. Doch beginnen wir von vorne.

Teure Produktion

Wenn die Bananen noch sehr klein sind, müssen Agurto und seine Helfer Plastiksackerl um die Früchte stülpen. Der mechanische Schutz gegen Insekten ist notwendig. In der zweiten Woche werden überschüssige „Finger" – so nennt man die einzelnen Bananen an einer „Hand" – weggeschnitten. Denn für den Export darf die Banane nicht zu groß sein. Maximal zwölf Wochen reift sie. Regen spielt dabei eine wichtige Rolle: 70 Liter Wasser werden für eine Kiste Bananen benötigt.

Segundo demonstriert, wie die noch grünen Bananen geerntet werden. Er hält einen langen Stab. Am oberen Ende blitzt eine scharfe Klinge. Ein paar kräftige Stöße genügen, schon knickt der obere, mit Früchten behangene Teil um. Ein Arbeiter schultert die 15 Kilogramm schwere Staude und schleppt sie zu einer Art Seilbahn. Dort hängt er sie an einen Haken. Erst wenn er genug Stauden gesammelt hat, zieht er sie durch die Plantage zur Waschstation.

Ein Bauer wie Agurto erntet rund 40 Kisten pro Hektar und Woche – das ganze Jahr über. Insgesamt besitzt er sechs Hektar, kommt also auf 240 Kisten pro Woche. Würde er seine Bananen als einzelner Bauer zum Export anbieten, hätte er aufgrund der geringen Menge keine Chance, sie loszuwerden. Als Mitglied der Kooperative Asoguabo hat er allerdings einen fixen Abnehmer. Der Zusammenschluss aus 125 Kleinbauern – davon 37 Frauen – besteht seit 1997, im selben Jahr wurde die Kooperative auch Fairtrade-zertifiziert. Das heißt, es werden Mindestpreise und eine Prämie von einem Dollar pro Bananenkiste bezahlt, es gibt geregelte Arbeitsbedingungen und der Einsatz von gefährlichen Pestiziden ist verboten.

> „Bananen werden zum Teil um zwei bis drei Dollar pro Kiste am Spotmarkt gehandelt."
>
> **Silvia Campos, Fairtrade**

9,10 Dollar bezahlt die Kooperative Agurto für eine Kiste Bananen. Drei Dollar mehr, als er für konventionelle Bananen bekommen würde. Davon sind jedoch rund acht Dollar Produktionskosten. Geht man davon aus, dass Agurto 1,10 Dollar pro Kiste übrig bleiben und er im besten Fall 960 Kisten pro Monat verkaufen kann, verdient er im Schnitt 1056 Dollar im Monat. Kein schlechter Lohn.

2015 konnte die Kooperative drei Viertel ihrer Bananen zu Fairtrade-Konditionen verkaufen. Eine Million Dollar an Fairtrade-Prämien floss im Gegenzug an Asoguabo. Von den Geldern wurden zum Beispiel ein neuer Verladeterminal gebaut und zwei Ärzte in einer Praxis angestellt. Von Letzteren profitieren nicht nur die Bauern, sondern der gesamte Ort.

Ganz anders sieht das Bild bei konventionellen Bauern aus. Offiziell verkaufen sie ihre Bananen zum staatlichen Mindestpreis von 6,16 US-Dollar pro Kiste. Offiziell. Denn laut Experten-Schätzung dürfte der Anteil der Bananen, die um viel weniger Geld verkauft werden, bei 30 bis 40 Prozent liegen. „Die Nachfrage von Juli bis September ist geringer. Bananen werden zum Teil um zwei bis drei Dollar pro Kiste am Spotmarkt gehandelt." Sie schätzt, dass im Schnitt bis zu 40 Prozent der Bananen unter dem staatlichen Mindestpreis verkauft werden. Denn wenn die Nachfrage aus Europa nachlässt, können die Exporteure den Preis drücken.

Frauen verdienen weniger

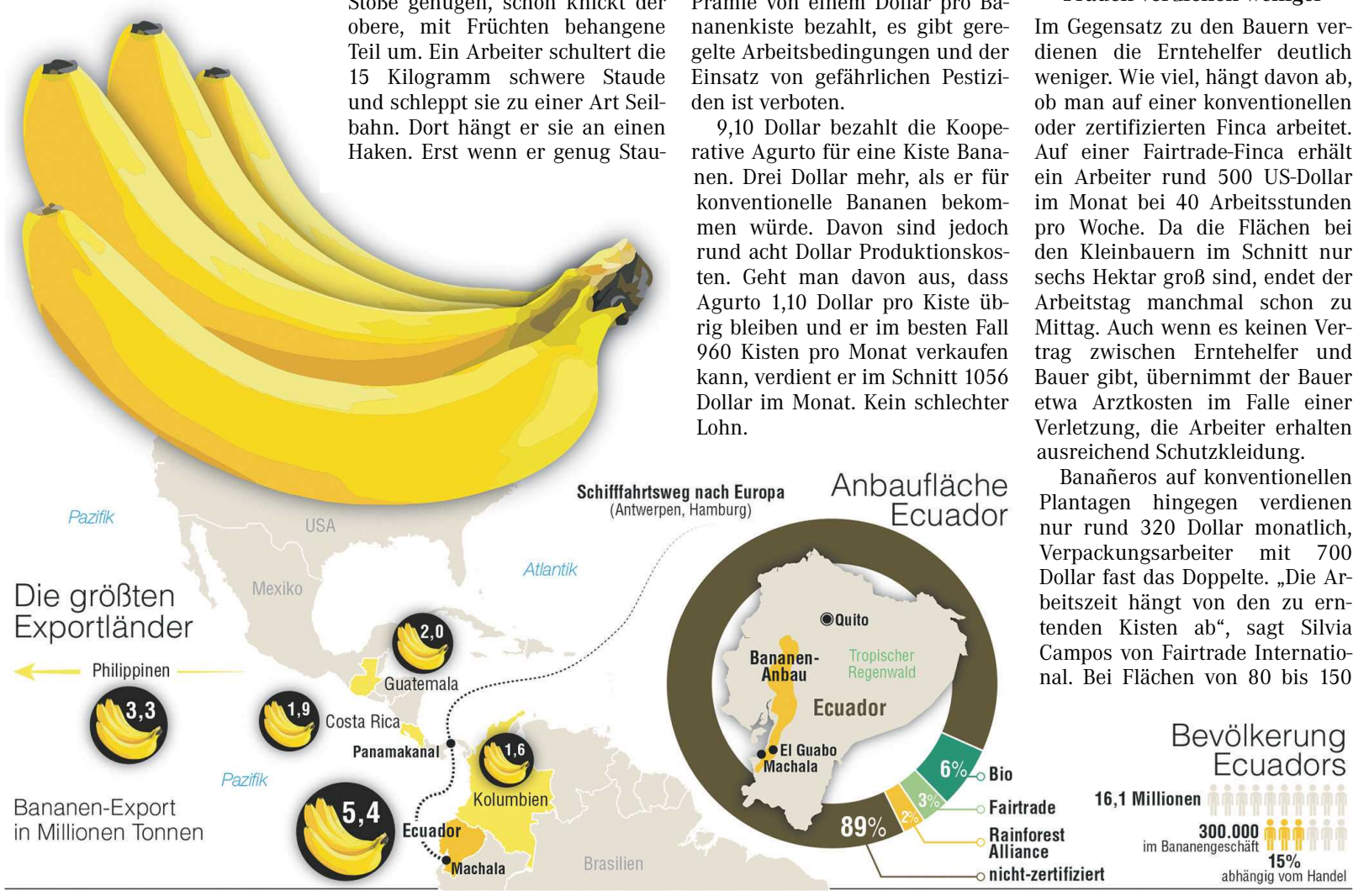
Im Gegensatz zu den Bauern verdienen die Erntehelfer deutlich weniger. Wie viel, hängt davon ab, ob man auf einer konventionellen oder zertifizierten Finca arbeitet. Auf einer Fairtrade-Finca erhält ein Arbeiter rund 500 US-Dollar im Monat bei 40 Arbeitsstunden pro Woche. Da die Flächen bei den Kleinbauern im Schnitt nur sechs Hektar groß sind, endet der Arbeitstag manchmal schon zu Mittag. Auch wenn es keinen Vertrag zwischen Erntehelfer und Bauer gibt, übernimmt der Bauer etwa Arztkosten im Falle einer Verletzung, die Arbeiter erhalten ausreichend Schutzkleidung.

Banañeros auf konventionellen Plantagen hingegen verdienen nur rund 320 Dollar monatlich, Verpackungsarbeiter mit 700 Dollar fast das Doppelte. „Die Arbeitszeit hängt von den zu erntenden Kisten ab", sagt Silvia Campos von Fairtrade International. Bei Flächen von 80 bis 150 Hektar können mehr als 1000 Kisten am Tag anfallen. Arbeitstage dauern häufig zehn Stunden oder länger. Ausreichende Schutzkleidung wie Mundschutz oder Handschuhe fehlen. Geschlechterdiskriminierung ist an der Tagesordnung: Frauen verdienen fünf Dollar weniger in der Stunde. Bananenernte ist ein Knochenjob, bei dem für den Erntehelfer am Ende wenig übrig bleibt. Laut der ecuadorianischen Statistikbehörde sollte das Einkommen bei mindestens 653 US-Dollar monatlich liegen, um grundsätzliche Ausgaben eines Haushalts zu decken. Nicht einfach in einem Land, in dem 22,5 Prozent der Menschen unter der Armutsgrenze leben.

Gift aus der Luft

Um Geld musste sich Jorge Acosta, ein stämmiger Mann mit signalrotem Cap, früher keine Sorgen machen. Der 56-Jährige saß sein halbes Leben im Cockpit von Flugzeugen. Zuerst als Pilot beim Militär, später steuerte er Maschinen mit ebenso riskanter Fracht: Pestizide. Eine Folge der intensiven und großflächigen Bewirtschaftung in Monokulturen, die die Pflanze sehr anfällig macht. Fast jede Woche wird eine enorme Menge Pestizide über konventionellen Plantagen ausgebracht: 40 Kilogramm pro Hektar – zehnmal mehr als im Kartoffelanbau. Häufig liegen Wohngebiete mitten in Plantagen. Wenn sich der Wind ungünstig dreht, werden außerdem Bio-Plantagen mit den Pestiziden kontaminiert.

15 Jahre lang flog Acosta über die Bananen-Plantagen. 10.000 Dollar verdiente er dabei im Monat. „Das ist ein gefährlicher Job, weil es immer wieder tödliche Unfälle mit Stromleitungen gibt", erzählt er. Acosta steht vor der Finca „Maria Victoria", einer konventionellen Plantage, nur wenige Kilometer von Segundo Agurtos Finca entfernt. Er zieht mit der Hand eine Linie knapp über den Bananenpflanzen, um zu verdeutlichen, wie knapp die Flieger über das Feld donnern. Auch die Banañeros sind dadurch gefährdet. Eigentlich dürfen sie die Plantage 24 Stunden nach der Besprühung nicht betreten. Theoretisch. In der Praxis halten sich die Arbeiter oft sogar während des Sprühens auf den Feldern auf. „Ich weiß von Fällen, in denen sich die Männer nur mit einer Plastikplane ab-



Die krumme Frucht ist allgegenwärtig. Ein Arbeiter wäscht die Bananenstauden.

Fotos: Fairtrade/Guillermo Granja; Michael Ortner

empfindliche Frucht

Arbeiter in Ecuador schuften für die perfekte Banane.

deckten“, so Acosta. Die Wirkung der Pestizide hat er am eigenen Leib gespürt. Oft hatte er Schwindelanfälle, ein Arzt attestierte ihm eine Vergiftung.

Diese Symptome bekam auch der österreichische Umweltmediziner Hans-Peter Hutter im Herbst 2015 oft zu hören. Er befragte sowohl Arbeiter auf konventionellen als auch auf Bio-Plantagen. Ergebnis: Die Belastung durch Pestizide ist für Arbeiter auf konventionellen Plantagen signifikant höher. Ihre Gesundheit ist akut beeinträchtigt. Der Mediziner führte nicht nur Befragungen durch, sondern nahm auch Gewebeproben. Bei den Untersuchungen fand er heraus, dass die Arbeiter auf den Plantagen, auf denen Gift gesprüht wird, einem höheren Krebsrisiko ausgesetzt sind. Arbeit, die krank macht.

Schwarze Listen

Jorge Acosta begann bereits 2009, sich wegen der gesundheitlichen Beeinträchtigungen mit anderen Arbeitern zu organisieren. Im gleichen Jahr gründeten sie die Gewerkschaft Astac. Sie erstatteten Anzeige wegen unsachgemäßen Einsatz von Pestiziden, brachten ihre Anliegen bei einer Art Volksanwaltschaft ein und gingen an die Öffentlichkeit. Bald griffen die Medien ihren Fall auf. Heute zählt Astac zwar 800 Mitglieder, doch Unterstützung vom Staat bekommen sie keine. Denn Gewerkschaften haben in Ecuador einen schwierigen Stand. Schätzungen des belgischen NGO-Netzwerks Solidar zufolge sind weniger als ein Prozent der Arbeiter gewerkschaftlich organisiert. „Viele wollen das Risiko nicht eingehen, auf einer schwarzen Liste zu landen“, sagt Costa, der das Sprachrohr von Astac ist. Steht der Name einmal auf einer „lista negra“, ist es schwer, wieder einen Job zu finden. Große Plantagenbesitzer versuchten, die Arbeiter einzuschüchtern. Schwarze Listen tauchen auch in den sozialen Medien auf.

Eddi Guallan ließ sich trotzdem nicht entmutigen, der Gewerkschaft beizutreten. Auch er litt unter Schwindelanfällen, ihm wurde häufig übel. „Handschuhe und Atemmaske haben wir nur kurz vor Inspektionen bekommen, sonst haben wir das ganze Jahr über ohne Schutz gearbeitet“, erzählt der junge Banañero. Schriftliche Verträge? Gab es nicht. Erste-Hilfe-Kasten? Fehlanzeige. Er arbeitet jetzt nicht mehr auf dem Feld, sondern ist für die Bewässerung zuständig. Die Lage hat sich eher verschlimmert. Seitdem es die Gewerkschaft gibt, wurden Subunternehmen gegründet, in denen die Leute von der Gewerkschaft zusammengefasst wurden. „Ihr Ziel ist es, uns loszuwerden“, sagt Guallan. Besonders prekär ist die Situation für Frauen. Für dieselbe Arbeit werden sie geringer entlohnt, es gibt zahlreiche Fälle von sexueller Belästigung. „Wenn eine Frau schwanger wird, kann es sein, dass sie gekündigt wird“, erzählt Nathalia Fajardo, ebenfalls Mitglied bei Astac. Sie berichtet auch von einem Fall, bei dem eine Frau nach drei Tagen Krankmeldung ihren Job verlor.

> „Wenn eine Frau schwanger wird, kann es sein, dass sie gekündigt wird.“
> **Nathalia Fajardo, Astac-Mitglied**

Marktmacht des Einzelhandels

Auch Acosta ließ sich nicht von seinem Weg abbringen. „Außer Astac kümmert sich niemand um die gesundheitlichen Bedürfnisse der Arbeiter“, sagt er. Acosta reichte Klage gegen den US-Pestizid-Konzern Dow Chemical ein und erreichte, dass die Vereinten Nationen die Ausbeutung auf den Plantagen als Sklavenarbeit anerkannten – ihr bisher größter Erfolg. Seit er dem Fliegen den Rücken gekehrt hat, hat sich sein Leben komplett verändert. Das größte Problem seien aber gar nicht die Regierung oder großen Plantagenbesitzer. „Es ist wichtig, eine Kampagne zu machen, wie sich Supermärkte zunehmend im Preis unterbieten und die Banañeros darunter leiden“, sagt Acosta.

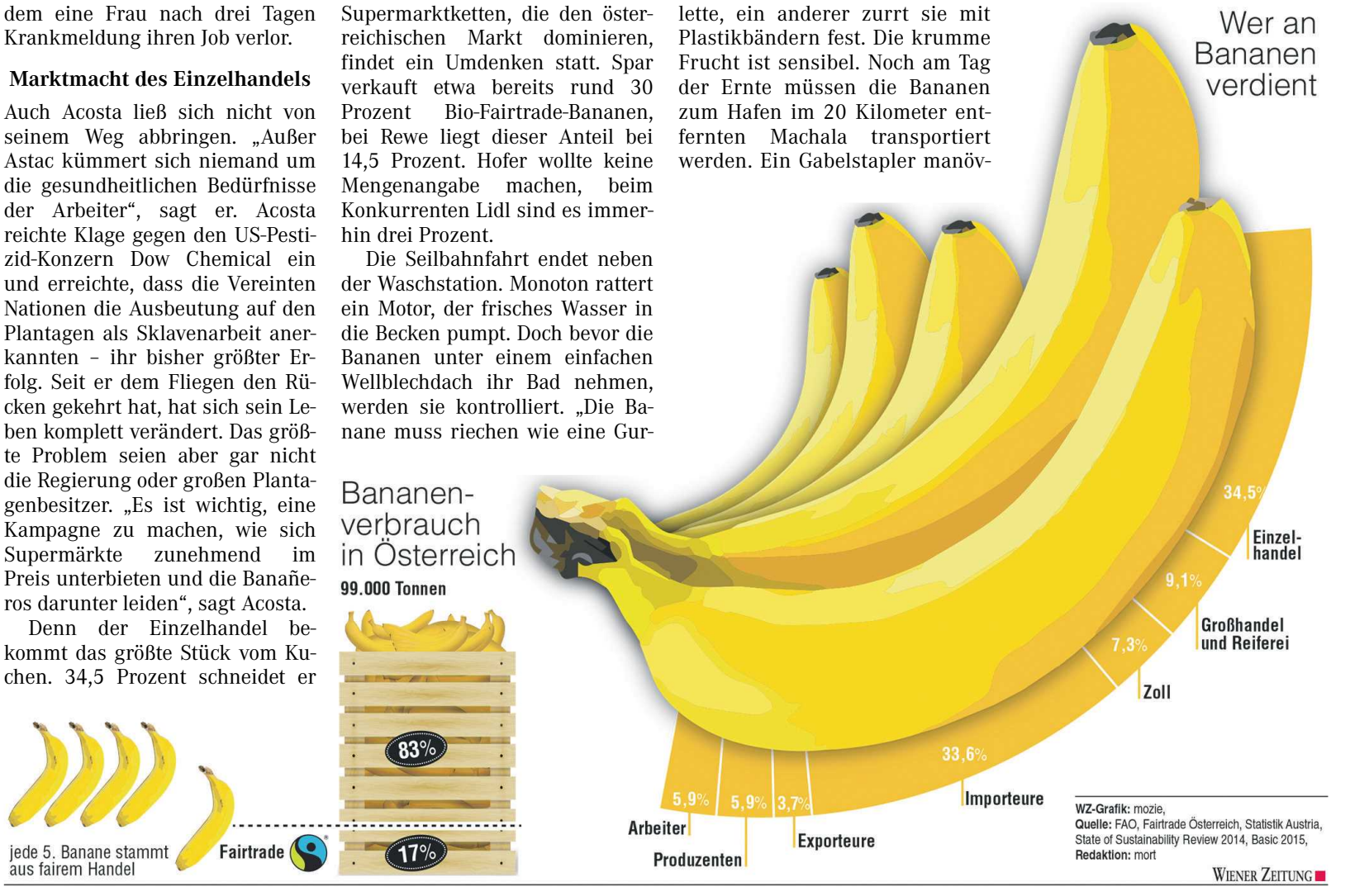
Denn der Einzelhandel bekommt das größte Stück vom Kuchen. 34,5 Prozent schneidet er am Wert der Banane mit. „Von ihnen geht der größte Druck aus, sie haben die Kontrolle über die Handelskette“, sagt Rehling von Südwind. Nur knapp sechs Prozent – oder zehn Cent pro Kilo – bleiben den Arbeitern in Ecuador. Das Bananengeschäft ist ein Worst-Case-Beispiel für den globalisierten Fruchthandel. Die Handelskette ist zudem stark fragmentiert und intransparent. Laut einem Bericht des französischen Forschungsinstituts Basic blieb der Bananenpreis für Konsumenten seit 2001 in nahezu der gesamten EU relativ stabil. Im selben Zeitraum sank hingegen der Importpreis um 20 Prozent – zum Nachteil der Produzentenländer. Sowohl Südwind als auch Fairtrade versuchen deshalb, den Einzelhandel davon zu überzeugen, mehr biologisch und fair gehandelte Früchte einzukaufen. Denn davon profitieren die Banañeros Ecuadors.

Österreich geht mit gutem Beispiel voran. Jede fünfte Banane, die verkauft wird, ist aus Fairtrade-Produktion. 17.000 Tonnen waren es im Jahr 2015. Auch bei den Supermarktketten, die den österreichischen Markt dominieren, findet ein Umdenken statt. Spar verkauft etwa bereits rund 30 Prozent Bio-Fairtrade-Bananen, bei Rewe liegt dieser Anteil bei 14,5 Prozent. Hofer wollte keine Mengenangabe machen, beim Konkurrenten Lidl sind es immerhin drei Prozent.

Die Seilbahnfahrt endet neben der Waschstation. Monoton rattert ein Motor, der frisches Wasser in die Becken pumpt. Doch bevor die Bananen unter einem einfachen Wellblechdach ihr Bad nehmen, werden sie kontrolliert. „Die Banane muss riechen wie eine Gurke“, sagt Bernardo Alcantara, der für den Importeur Agrofair auf der Finca die Qualität der Bananen prüft. Er schneidet eine Banane von der Staude, schlitzt sie der Länge nach auf. Das weiße, feste Fruchtfleisch duftet nach Salatgurke. Alles in Ordnung. Arbeiter schneiden die „Hände“ anschließend von der Staude und werfen sie ins Becken mit Chlorwasser. Wieder wird selektiert, denn Bananen sind empfindlich. Früchte mit Druckstellen und braunen Flecken haben keine Chance, exportiert zu werden. Im zweiten Becken wird die Stelle vernarbt, an der die Hand von der Staude abgeschnitten wurde. Ein wichtiger Schritt, denn der Konsument in Europa will schließlich keine klebrigen Hände vom Latex – und ein perfektes Produkt. Danach sprüht eine junge Frau mit Mundschutz und Handschuhen ein organisches Fungizid auf die Bananen. Das verleiht den hellgrünen Früchten nicht nur einen schönen Glanz, sie reifen damit auch nicht zu früh. Die Reise kann beginnen.

Sensible Fracht

Eine Banane mit Strohhut, das Logo der Kooperative, empfängt den Besucher auf dem Gelände der Kooperative am Stadtrand von El Guabo. Im Inneren der neuen Verladehalle herrscht Hektik. Drei junge Männer türmen Bananenkisten auf eine Palette, ein anderer zurrt sie mit Plastikbändern fest. Die krumme Frucht ist sensibel. Noch am Tag der Ernte müssen die Bananen zum Hafen im 20 Kilometer entfernten Machala transportiert werden. Ein Gabelstapler manövriert die Paletten vorsichtig in einen Container. Am Ende des Tages werden es 960 Kisten grüner Bananen sein, die einen weiten Weg vor sich haben. Von Machala geht es durch den Panamakanal nach Europa. Während der Fahrt müssen die Bananen konstant auf 13,4 Grad Celsius gekühlt werden, damit sie nicht zu früh reifen. „Es ist auch schon vorgekommen, dass der Container auf minus 13,4 Grad Celsius eingestellt war. Die Bananen kamen gefroren an“, erzählt Ben Huyghe vom Importeur Agrofair. Vier bis fünf Wochen sind die Bananen unterwegs, bis sie im Supermarktregal liegen.

Zurück auf der Finca von Segundo Agurto. Er lehnt an einer Bananenpflanze. Auf der Plantage ist er bereits als kleiner Junge gewesen und hat seinem Vater zugesehen, wie man Bananen anbaut. Auch sein Großvater war ein Banañero. Diese Tradition führt er nun weiter, obwohl er Kommunikationswissenschaft studiert hat. Wäre das keine Alternative? „Ich könnte mir keine andere Arbeit vorstellen“. Er liebt Bananen. Am liebsten isst er sie grün, frittiert als Beilage zu Fisch. ■

Die Reise fand auf Einladung von Fairtrade Österreich statt.